

Axel Vornbäumen

Die Welt des Herrn Conrad

Aus dem Leben eines Verfolgten

Diese Geschichte hatte der Bundeskanzler lesen können — wenn er nur gewollt hätte. Auch Joschka Fischer hatte die Chance gehabt und Rudolf Scharping, Wolfgang Schäuble auch und sogar Hermann Otto Solms. Herr Conrad hat noch diese kleinen Einlieferungsbelege der Post, auf denen die Empfehlungen an den Kunden aufgedruckt sind, „nachstehende Felder auszufüllen bzw. anzukreuzen“: Fein sauberlich zusammengefaltet trägt die Zettel in seinem Portemonnaie. Es ist ein stattlicher Packen geworden. Und wenn er sie hervorbringt, dann findet sich tatsächlich einer, auf dem steht:

„An Bundeskanzler Dr. h. c. Helmut Kohl — persönlich
Adenauerallee
53111 Bonn“

Der Zettel ist Herrn Conrad wichtig. Er ist ein Beweis.

Neulich hat Herr Conrad Post bekommen, Post aus Bonn. Sabine Leutheusser-Schnarrenberger hat ihm geschrieben und Burkhard Hirsch, der Liberale. Das heißt, richtig geschrieben haben die beiden ihm eigentlich nicht. Hirsch hat den Brief Conrads ungeöffnet zurückschicken lassen, „Annahme verweigert“; Leutheusser-Schnarrenberger wiederum hat, vermutlich war es einer ihrer Mitarbeiter, mit schwarzem Kugelschreiber „keine Antwort und retour“ draufschreiben lassen.

... „keine Antwort und retour“ — da stehen diese vier Worte nun, hastig hingeworfen am Kopf der ersten von acht ordentlich untergliederten, ein wenig schwach kopierten Schreibmaschinenseiten, keine drei Zentimeter entfernt von jenem Satz, der Herrn Conrad so wichtig ist: „Betrifft: Beschwerde über einen Riesenskandal der Sicherheitskräfte der Bundesrepublik Deutschland!“ Conrad ist irritiert.

Herr Conrad: 40, Diplommathematiker, eher schmächtig, schütteres Haar, keine Kinder, keine Frau, ein kleines, karg mobiliertes Appartement in einer Schlafstadt im Rhein-Main-Gebiet; die Eltern leben in Westfalen, er besucht sie von Zeit zu Zeit, das Verhältnis ist seit kurzem wieder enger geworden. So eng, daß er ihnen seine Geschichte erzählen wurde, ist es aber nicht. Herr Conrad hat daheim „nur Andeutungen“ gemacht, auch deshalb, weil die Eltern „keine juristische Vorbildung haben“.

Herr Conrad hat keine Freunde — auch aus seinem Bekanntenkreis hat er sich verabschiedet, weil er niemanden in eine unangenehme Situation bringen will. Doch besonders groß war der ohnehin nie. „Ich bin ein Individualist“, sagt Herr Conrad, „Mathematiker, ein cooler Typ“. An seinem Arbeitsplatz weiß niemand von seiner Geschichte, das soll auch so bleiben. Herr Conrad heißt deshalb im richtigen Leben nicht Conrad.

Fast sechs Jahre ist das alles nun her. Sechs Jahre, in denen sich das Leben von Herrn Conrad verändert hat. Es war an einem Samstagmorgen im März. Und es muß „nach 15.30 Uhr MEZ“ gewesen sein, Conrad erinnert sich noch, wie er im Radio die Berichterstattung von der Fußballbundesliga gehört hat. Er sieht im Rückspiegel seines Autos „steckbrieflich gesuchte, mutmaßliche RAF-Terroristen“. Er geht zur örtlichen Polizeiwache und meldet das.

Etliche Wochen später, an einem Wochenende im Mai, fällt ihm auf, daß er observiert wird — offensichtlich von staatli-

chen Sicherheitskräften. Ich kam schnell zu dem Schluß, daß das mit dem oben angeführten Hinweis zu tun hatte — was später durch das Geschwätz mehrerer mich observierender Personen bestätigt wurde.“ So steht es in dem Brief an den Kanzler und — gleichlautend — in Dutzenden anderer, mutmaßlich ungeöffneter Briefen auch.

Es ist ein wichtiger Tag für Herrn Conrad, und vielleicht kann er deshalb den Hergang so deutlich rekonstruieren. In der Dämmerung bemerkt er „schrag“ hinter sich, ein Auto, „welches ohne Licht fuhr“. Er nimmt eine „mir fremde, männliche, zivil gekleidete Person als Fahrer“ wahr. Instinktiv, sagt er heute, habe er sich bedroht gefühlt.

Conrad will es genauer wissen, er tauscht die Überquerung einer Fußgängerbrücke vor, bemerkt, daß der Fahrer des ihn verfolgenden Autos wendet, um ihn auf der anderen Seite der Brücke abzufangen. „Ich hörte nacheinander ein lautstarkes Fluchen, Fahrgeräusche, die nach Wendemanöver klangen, und einen Kavaliertart.“ Conrad versteckt sich, entzieht sich, wie er sagt, „dem Blick des Fahrers“ und wartet ab. Da bemerkt er, daß das Auto just in die Straße einbiegt, in der er wohnt. Es ist eine Sackgasse. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte — hier war er: „Ich schlußfolgerte daraus, daß ich überwacht wurde, ja sogar schon früher überwacht worden sein mußte.“

Der Skandal nimmt Formen an, sie werden immer unerträglicher. Nur einen Tag später hört Conrad von „wildfremden Leuten mit Gestik auf meine Person meinen Nachnamen sagen“. Mathematiker, der er ist, glaubt er nicht an Zufälle. Auffällig viele Leute schauen hinter ihm her, fahren hinter ihm her. Conrad bemerkt Autos mit merkwürdig schwarz abgedunkelten Scheiben. Der Kreis beginnt sich, langsam zunächst, dann immer schneller, logisch zu schließen: „Ich schlußfolgerte daraus, daß es sich um staatliche Sicherheitskräfte handelte.“

Wieder geht er zur Wache, diesmal in eigener Sache. Er will wissen, was das soll, ob ihn, den aufmerksamen Bürger, dort möglicherweise jemand falsch verstanden habe, ob er unter falschen Verdacht geraten sei. Conrad wird getröstet. Ein Polizist rat ihm, später wiederzukommen, um mit einem Kollegen zu sprechen. Doch als Conrad anderntags auftaucht, stellt sich heraus, daß dieser Kollege gar nicht existiert. Conrad hat das Gefühl, „aufgrund einer telefonischen Intervention“ abgewimmelt worden zu sein. Von wem, das weiß er nicht.

Die Polizei, also, Freund? Helfer? Conrad beginnt zu zweifeln. Ihm fehlen die Ansprechpartner, ein Anwalt schickt ihn weg. Das Netz wird enger. Aus der „passiven Observation“ wird binnen einer Woche eine „aktive“. Warum, das begreift er nicht — es gab, „ohne daß ich auch nur den Hauch eines Anlasses gegeben habe“, einen körperlichen Übergriff.

Herr Conrad liest gern, er ist ein „Kopfmensch“. Gelegentlich geht er in die Stadtbücherei. In der Woche, in der alles das erste Mal eskaliert, kommt ihm ein Mann mit einem merkwürdigen Hut entgegen. Als die beiden Männer auf gleicher Höhe sind, lüftet der Fremde kurz den Hut. Schlagartig verspürt Conrad ein „stechendes Gefühl im Kopf“. Conrad fühlt sich benebelt, „irgendwie gedopt“, zwei Tage lang. Der Fremde muß ein

Spray benutzt haben. Erst Jahre später wird er dieses Gefühl wieder haben. An diesem Tag aber wird aus dem Verdacht Gewißheit: Die observierende Behörde muß der Verfassungsschutz sein.

Wie wehrt man sich dagegen?

Herr Conrad kauft sich eine dunkle Sonnenbrille. Das schafft Distanz. Die vielen, vielen Blickkontakte werden unterbrochen. Herrn Conrad geht es besser, vielleicht wird er auch wieder selbstsicherer. Die anderen dulden das nicht. Er wird fotografiert, das Recht am eigenen Bild „nahezu täglich demonstrativ verletzt“. Dann, im Spätsommer 1992, ist die Sonnenbrille weg — und zwar „unter derart dubiosen Bedingungen, daß ich davon ausgehen muß, daß sie vorsätzlich gestohlen wurde“.

Das kleine Appartement in dem anonymen Wohnblock in der Schlafstadt ist so penibel aufgeräumt, fast steril, daß die Möglichkeit ausscheidet, Conrad habe die Sonnenbrille irgendwo verlegt. Die anderen müssen in der Wohnung gewesen sein. Doch die herbeigerufene Polizei hat seinerzeit keine Einbruchsspuren feststellen können — und so fällt der Verdacht Conrads auf den Hausmeister. Die Anonymität des Wohnblocks hat soziale Kontakte mit den Nachbarn ohnedies nie zugelassen. Unter diesen Umständen kann Conrad gern darauf verzichten.

Die Jahre vergehen. Das Netz ist engmaschiger geworden. Auf der Straße, in der Kneipe, in der U-Bahn — die Zahl der Personen, die ihn öffentlich beschimpfen, wächst. Die Zahl der Personen, die hinter ihm herschauen, wächst. Die Zahl der Personen, die hinter ihm herlaufen, wächst. Die Zahl der Personen, mit denen er darüber reden kann, wird kleiner. „Ich will nichts mit Geheimdiensten zu tun haben“, sagt Herr Conrad, „ich möchte aber auch nicht darüber tratschen. Man bekommt sonst bloß einen negativen Ruf.“

Conrad reist gern. Manchmal, an Wochenenden, bricht er schon morgens um halb fünf mit dem eigenen Auto auf, um Tagestouren zu machen. Es sind weite Fahrten, zum Beispiel bis an den Bodensee. Er kann sich vorstellen, was das für die Observateure bedeutet, „wie sie dann ins Rotieren geraten“. Sie rächen sich dafür. An seinem Auto funktioniert seit längerem die Zündung nicht mehr korrekt. Er ruckelt. Conrad ist kein Techniker, vielleicht, mutmaßt er, „waren sie am Öl-einflußtutzen“.

Conrad reist gern — und manchmal nimmt er auch das Flugzeug. Last minute. Im September '92 bucht er in letzter Sekunde. Kanarische Inseln. „Da war“, sagt er, unter seinen Verfolgern, „die Sauros“. Wie sie es genau geschafft haben, so schnell hinter ihm herzukommen, kann sich der Mathematiker heute noch nicht erklären, vielleicht hat auch der Bundesnachrichtendienst Amtshilfe geleistet. Nur, daß sie überstürzt abgereist sind, das konnte man noch am gleichen Abend im Hotel sehr schön besichtigen. Conrad sieht ungewöhnlich viele Personen, die „knallrot“ rumlaufen. „Die hatten“, sagt er, „nicht mal Zeit, sich Sonnencreme zu kaufen.“

Und es sind viele, die ihm gefolgt sind. Am Abreisetag schreibt Conrad die TUI-Rückreiselisten (Namen, Flugnummer, Flugzeiten, Anzahl der Personen, Flugziel) komplett ab. Weit über 100 Personen der ihn observierenden Behörde fliegen zeitgleich zurück. Die Kosten, rechnet der Mathematiker hoch, müssen in die Millionen gehen. Er hört nur häuiger Gesprä-

che, bei denen die Sicherheitsleute von diesen Riesensummen reden. Das gibt ihr zusätzlich Gewißheit.

So fügt sich eins zum anderen. Wieder daheim, muß er erkennen, daß jemand in seiner Wohnung seine Kleidung „versaut“ hat. Zudem hat es irgend jemand, Conrad weiß nicht wie, am Flughafen geschafft, die Wäsche in seinem Koffer zu verunreinigen. Conrad wäscht die ganze Nacht. Nicht alle Flecken gehen raus. Zwei Wäschestücke sichert er als Beweise, ein Taschentuch und graue Shorts. In einer blauen Plastiktüte hat er sie aufbewahrt, nun holt er sie emotionslos als Beweisstücke hervor. Tatsächlich: An der rechten Innentasche sind leicht bräunliche Flecken deutlich zu erkennen. „Vielleicht ist das auch eine Arbeitstechnik von denen.“ Eine Markierung?

Das geht fünf Jahre so, „weit über 1000 Tage“, rund um die Uhr. Ist es jemals weniger geworden? Nie, sagt Herr Conrad. „Manchmal“, sagt Herr Conrad, „habe ich mich gefühlt wie ein Zoo-Objekt.“ Nur auf die Frage nach dem *Warum* hat er in all den Jahren noch keine Antwort gefunden. Daß ihm bei der Suche nach der Wahrheit noch jemand behilflich sein könnte, das glaubt Herr Conrad nicht mehr: „Alle haben ihre Verständnisschwierigkeiten. Der einzige, der das ganze Backgroundwissen im Kopf hat, das bin doch ich.“

Die Observierungskosten haben längst die 100-Millionen-Mark-Grenze überschritten. Soviel Geld muß von politischer Seite freigegeben worden sein.

In der Nacht vom 7. auf den 8. September 1997 macht Herr Conrad eine folgenschwere Entdeckung: Er liegt im Bett und hört Stimmen aus der Wohnung über ihm in nie dagewesener Klarheit. Er versucht, „rückzuschließen“, von wo aus man ihn am besten beobachten könnte. Conrad beginnt zu suchen und findet schließlich zwei Richtmikrofone, installiert an der Innenseite eines achtarmigen Kronleuchters. Sie müssen in dieser Nacht, vermutlich durch falsche Schaltung, als Verstärker gewirkt haben. Conrad entfernt die Mikrofone, beide nicht größer als ein Fusel, und sichert sie als Beweisstücke in einem kleinen Plastiktütchen. Fortan hat er sie immer dabei. In seinem kargen Appartement hat Conrad keine Bilder aufgehängt, keine Fotos, keinen Kalender, nichts. Die Wände sind weiß, das erleichtert ihm die Überprüfung. Doch sein Kampf wird dadurch nicht aussichtsreicher, die technischen Möglichkeiten heutzutage scheinen grenzenlos. Auch am Fensterrahmen finden sich Spuren, nicht größer als ein Fliegenkopf. „Da sehen Sie es selbst“, sagt er — es klingt sachlich, nicht einmal resigniert.

Die technische Überwachung ist lukkenlos. Conrad sieht keinen Sinn mehr darin, beispielsweise die Wohnung zu wechseln. Was sollte das auch bringen, wenn er selbst im Ausland verfolgt wird. Im Urlaub, wieder sind es die Kanarischen Inseln, liegt er am Pool und merkt plötzlich, daß die Geräusche in seiner unmittelbaren Umgebung ungewöhnlich stark widerhallen. Conrad klatscht in die Hände. Mehrfach. Er weitet seine Nachforschungen in der ganzen Hotelanlage aus. „Sie werden es nicht glauben“, sagt er, „wo es am meisten gehalten hat.“

Dort, wo die Servietten lagen.

Der Urlaub endet, wie Conrad es selbst nennt, „in einem einzigen Desaster“. Vielleicht hätte das ja den Kanzler interessieren sollen. Denn mittlerweile ist Conrad darob „so stocksauer, daß ich erwäge, die Bundesrepublik Deutschland vor dem Europäischen Gerichtshof in Den Haag wegen des Verdachts der Verletzung internationaler Verträge zur Bekämpfung des Terrorismus anzuzeigen“.

Soweit ist es noch nicht. Herr Conrad hat noch keinen Anwalt gefunden. Es ist schwierig, jemanden zu finden, „der sich auf solche Sachen versteht“. Unvorstell-

bar schwierig.

Auch deshalb hat Herr Conrad seit kurzem das Gefühl, daß er den Kampf verlieren könnte, daß ihm die Zeit wegläuft. Das Dopinggefühl, das er das erste Mal vor fünf Jahren zu spüren bekam, als er in der Bücherei bespritzt wurde, kehrt von Zeit zu Zeit zurück. Conrad vermutet eine „massive Gesundheitschädigung“, Leber und Nieren sind wohl in Mitleidenschaft gezogen worden. Und er vermutet: Man hat ihn „mit Vorsatz verseucht“ — bis zum eindeutigen Beweis möchte Herr Conrad nicht weiter darüber sprechen, noch hat der Verdacht eine neue, ungeheuerliche Dimension. Herr Conrad wird einsilbig. Seitdem konsultiert er Ärzte, gibt Urinproben ab, läßt sich krankschreiben, weicht die Mediziner aber nicht in die wahren Hintergründe ein — zuviel „Backgroundwissen“ ist in seinem Kopf.

Der Kanzler. Die ehemalige Justizministerin. Fischer. Scharping. Schäuble. Solms. Hätten sie helfen können? Der Forderungskatalog Herrn Conrads ist angesichts seines jahrelangen Martyriums mittlerweile beträchtlich angewachsen. Conrad verlangt:

- „die vollständige Rehabilitation meiner Person;
- eine offizielle Entschuldigung der Verantwortlichen;
- die unverzügliche dauerhafte Beendigung dieser Überwachungsaktion;
- die vollständige dauerhafte Beseitigung sämtlicher Überwachungstechnik aus meiner Hauptwohnung, meiner Nebenwohnung sowie meinem Auto;
- die Vernichtung sämtlicher im Zusammenhang mit der Überwachungsaktion gegen meine Person entstandenen Daten unter Aufsicht des Bundesdatenschutzbeauftragten mit Ausnahme des Hinweises aus dem Frühjahr 1992;
- Schadensersatz für die über fünf Jahre andauernden Schikanen und den entstandenen Schaden;
- Rückgrube meiner entwendeten Sonnenbrille.“

Der Skandal, dessen ist sich Herr Conrad bewußt, wäre riesengroß: Er hat etwas mit mangelnder Zivilcourage zu tun, mit Behördentrott, mit fehlender politischer Kontrolle. Der Skandal rührt an den Wurzeln des politischen Systems.

Herr Conrad, haben Sie noch Hoffnung?

Da denkt der Mann mit dem schütterten Haar lange nach. „Wissen Sie“, sagt er dann endlich, „ich weiß im Grunde genommen nicht, wie ich mich da noch wehren soll. Ich bin kein Spion, das möchte ich ganz deutlich sagen.“